

JOSEPH SCHUMACHER

# ANTIKE MEDIZIN

DIE NATURPHILOSOPHISCHEN GRUNDLAGEN DER MEDIZIN  
IN DER GRIECHISCHEN ANTIKE

Zweite verbesserte Auflage

WALTER DE GRUYTER & CO · BERLIN

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG,  
VERLAGSBUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER · VEIT & COMP.

1963

Diese Ausgabe ist ein im wesentlichen unveränderter Nachdruck des im Jahre 1940 mit der Zusatzbezeichnung „Erster Band“ erschienenen Werkes. Das Literaturverzeichnis wurde auf den Stand von 1962 ergänzt.

Archiv-Nr. 13 50 631



1963 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Goschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag,  
Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.  
Berlin 30

(Printed in Germany)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.  
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile  
daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Dem Arzt und Medizinhistoriker  
Professor Dr. WERNER LEIBBRAND  
zum 65. Geburtstag  
in Dankbarkeit und Verehrung gewidmet



## VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die erste Auflage des vorliegenden Buches, das 1940 erschien, war innerhalb kurzer Zeit vergriffen. Die so günstige Aufnahme und Kritik — abgesehen von einigen häßlichen Auslassungen — und gerade die Zustimmung namhafter Philologen und Philosophen und der von vielen Seiten immer wieder geäußerte Wunsch nach einer Neuauflage waren für den Verlag und für den Autor Anlaß genug, nicht länger zu zögern und das Buch in der alten Form ohne tiefer greifende Änderungen — von Berichtigungen der Druckfehler und Ergänzungen des Literaturverzeichnisses und Registers abgesehen — wieder erscheinen zu lassen. Denn die hier abgehandelte Problematik der antik-griechischen Denker hat an Aktualität trotz mancher Versuche, ihre Bedeutung einzuschränken, nichts eingebüßt.

Wenn man nämlich die tiefen Fragestellungen gerade der allerletzten Zeit mit den Fragestellungen der Denker der griechischen Frühantike vergleicht, dann erkennt man mit Staunen, daß sich zwischen beiden viele Berührungspunkte ergeben. Man kann geneigt sein, die Ansichten der damaligen Zeit als die einzig mögliche Antwort auf die antiken Fragestellungen anzusehen! Ich möchte noch weitergehen und sagen: Die beste Einführung in die moderne Problematik der Medizin stellt das Studium der so primitiven Medizin der Alten dar. Ja, dieses Studium enthält entweder den einzigen oder aber den einzigartigen Schlüssel für das Verständnis der fortschreitenden Entwicklung der Ansichten über Gesundheit, Krankheit und Heilung, und zwar in allen folgenden Perioden bis auf die heutige Zeit.

Das Geheimnis dieser — auf den ersten Blick — scheinbaren Widersprüche liegt darin, daß diese Denker nicht nur am Beginn einer neuen Weise des Forschens standen, sondern daß sie dem neuen Denken auch Begründung, Antrieb und Ziel gegeben haben. Was sie konzipierten, waren die Prinzipien eines neuen Denkens. Diese wurden auch das Beherrschende, wurden das, was nicht nur dem Sein als Formendes und Gestaltendes, sondern auch dem Erkennen zugrunde lag. Und hierin liegt ihre einzigartige Bedeutung.

Das Denken in der Antike ist aber durchaus eigener Natur, und es ist daher schwer, sich in die Ära vor Beginn der medizinischen Wissenschaft hineinzudenken und das damalige Gedankengut zu erschließen. Eine Tatsache, die nicht übersehen werden darf und die ich in diesem Buch besonders betonte und deutlich herausstellte. Die Urteile, die von den Forschern auf den verschiedensten Teilgebieten des klassischen Altertums gefällt wurden und die hier weitgehend wiedergegeben und besprochen sind, lassen — abgesehen von den verhältnismäßig seltenen Beispielen unvoreingenommener Forschungsweise — schon durch ihre Gegensätzlichkeit deutlich werden, wie sehr das geistige Auge durch den persönlichen Standpunkt getrübt werden kann.

Hinweisen möchte ich noch auf die Notwendigkeit einer klaren Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhanges medizinischer Theorien mit den jeweiligen geistigen Zeitströmungen. Es handelt sich hier um das Tatsächliche dieses Zusammenhanges, nicht also um eine Erörterung der etwaigen sachlichen Notwendigkeit. Dem aus dieser Frage sich ergebenden und von mir festgestellten Tatsachenkomplex (s. Antike Medizin S. 243) hat Karl Jaspers in seinem ausgezeichneten Werk: »Allgemeine Psychopathologie«, Berlin und Heidelberg 1946, S. 716, zugestimmt. Aber er glaubt doch, auch die Eigenständigkeit der Wissenschaft betonen zu müssen: »Das eigentliche Maß für die wissenschaftliche Untersuchung muß doch der gültige und bleibende Sachgehalt sein . . . Bestimmte Erkenntnisse, wenn einmal gewonnen, sind von aller Philosophie unabhängig, und wissenschaftliche Erkenntnis ist nur das, was unabhängig von der Philosophie, von Gesinnung und Weltanschauung für jedermann gültig, allgemein und zwingend ist.«

Dazu kurz folgendes: Jaspers hat mit seiner Bemerkung meiner Auffassung nur eine andere Formulierung gegeben. Die Übereinstimmung ist in der Tat eine vollkommene; der scheinbare Widerspruch wird durch eine kurze wissenschaftstheoretische Bemerkung ohne weiteres geklärt: wissenschaftstheoretisch hat man zu unterscheiden zwischen Methoden des Findens einer Wirklichkeit und zwischen Methoden des Beweises. Für die ersteren gibt es keinerlei bindende Vorschriften: Phantasie, philosophische Spekulationen können zum Finden ebenso führen wie systematisches Experimentieren. Erst vom Beweis ist zu fordern, daß er »wissen-

schaftsspezifisch« sei. Ein philosophischer Beweis für eine medizinische Wirklichkeit wäre nur für einen Romantiker diskutabel.

Und doch möchte ich eine gewisse Einschränkung in anderer Hinsicht machen, die sowohl gegen die eigene frühere Formulierung als auch gegen die Zustimmung Jaspers und anderer gerichtet ist: »Inhalt, Form und Ausdruck einer Theorie können — ihrer Zeit oder einer späteren — so sehr spezifisch medizinisch scheinen, daß der ihr zugrunde liegende philosophische oder weltanschauliche Gedanke nur dem sichtbar wird, der den historischen oder wissenschaftstheoretischen Werdegang verfolgt«. Es gibt Zeitströmungen, die so sehr zum »objektiven Geist« einer Zeit werden, daß sie überhaupt nicht mehr als zeitbedingte und veränderliche Erscheinungen ins Bewußtsein treten. Das gilt vor allem dann, wenn Forscher der Meinung sind, Wissenschaft sei in jeder Beziehung etwas Absolutes, voraussetzungslos Objektives, das von der weltanschaulichen und philosophischen Haltung nicht berührt werde. Von ihnen hat ein Biologe unserer Zeit etwas boshaft, aber doch nicht ganz zu Unrecht, gemeint: »Sie sind schlechte Historiker und schlechte Philosophen«.

Der forschende Arzt, der suchend vor der aktuellen Problematik der heutigen Heilkunde steht, muß zu den Grundideen der Denker der griechischen Antike zurücktasten, muß diese Grundideen überhaupt erst sehen, um zurückgreifen zu können auf die letzten Prinzipien der Medizin und der Wissenschaften überhaupt.

Joseph Schumacher

Freiburg/Br. Frühjahr 1963

## VORWORT

Sprengel sagt in der Einleitung zu seinem »Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde« (4. Aufl. I. Bd., Leipzig 1846, S. 2): »Die Philosophie ist die Mutter der Medizin in wissenschaftlicher Rücksicht, und das Wachstum der einen steht mit der Zunahme der anderen Wissenschaft in unzertrennlicher Verbindung.«

Dieser Satz hat in der Folgezeit wie kaum ein anderer Anerkennung und Widerspruch gefunden. Für keine Periode aber ist die Diskrepanz der Urteile von Philologen, Philosophen und Medizinhistorikern stärker, als für die Zeit der Genese der wissenschaftlichen Medizin. Schon das zeigt die Problematik. Die lückenhafte Überlieferung jedoch und vor allem der Widerspruch in den Doxographen stellt den Forscher, der es unternimmt, das Miteinander und Auseinander der Entwicklung naturphilosophischen und medizinischen Denkens in der griechischen Antike zu untersuchen, vor eine Fülle von Teilproblemen, und nicht mit Unrecht hat der ausgezeichnete Kenner der griechischen Antike, W. Capelle, dem ich für seine wertvollen Hinweise danke, dieses Unternehmen als ein »opus aleae plenum« bezeichnet.

Ich hätte es nie gewagt, diese Arbeit durchzuführen, wenn mir nicht die Annahme des vorliegenden Teils als Habilitationsschrift eine unschätzbare ideelle Unterstützung gewesen wäre. Herrn Professor Haberling auch an dieser Stelle für seine stete Hilfsbereitschaft meinen Dank zu sagen, fühle ich mich aufs tiefste verpflichtet.

Essen-Werden-Ruhr, im Mai 1939.

Joseph Schumacher.

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort . . . . .	V
<b>Vorbemerkungen</b>	
Die Eigenart des wissenschaftlichen Denkens in der voraristotelischen Zeit (Bedeutung der griechischen Philosophie für die Entwicklung der abendländischen Wissenschaft im allgemeinen. Wandlung der Bedeutung der Kunstausdrücke. Philosophie und Medizin (θεωρία und ἐμπειρία, der Makro- Mikrokosmosgedanke, Teleologie, Urstoff und Element)). . . . .	I
<b>Die alt-ionische Naturphilosophie</b>	
I. Thales . . . . .	18
II. Anaximander (das ἀπειρον, die sekundären Elemente, die Enantiosen, das »Leben«, das geometrische Weltbild) . . . .	22
III. Anaximenes . . . . .	30
<b>Pythagoras und die Pythagoreer</b>	
I. Pythagoras und seine Schule	
1. Zur Pythagoras-Kritik . . . . .	34
2. Die Zahlenlehre (Räumlichkeit der Zahl? Arithmetik oder Geometrie? Eigene Stellungnahme) . . . . .	38
3. Bedeutung der neuen Wissenschaftsmethode . . . . .	46
4. Die »Gegensätze« und die »Harmonie« . . . . .	47
5. Folgerungen . . . . .	50
6. Die »Medizin« der Pythagoreer (Gesundheit und Krankheit. Die pythagoreische Διατα. Die Therapie) . . . . .	53
II. Alkmaion	
1. Die Gegensatzlehre. ἰσονομία. Gesundheit, Krankheit . .	66
2. Analogieschluß. Physiologie . . . . .	73
III. Ikkos von Tarent und Herodikos von Selymbria	
1. Ihre Διατα (Heilung durch Gymnastik) . . . . .	81
2. Naturheilmethode . . . . .	82
<b>Heraklit</b>	
1. Seine Bedeutung für die Weiterentwicklung der Wirklichkeitserfassung . . . . .	86
2. Der λόγος, die »Elemente« . . . . .	89
3. Die heraklitesche Gegensatzlehre . . . . .	91
4. Naturheilkraft . . . . .	93

## Die Eleaten

## I. Xenophanes, Parmenides

- |  |    |
|--|----|
| 1. Die Seinskugel des Parmenides . . . . . | 95 |
| 2. Die ἀόρατα . . . . .                    | 97 |
| 3. Sinnesphysiologie . . . . .             | 99 |

## II. Melissos und die Medizin

## Die jüngeren Naturphilosophen

## I. Empedokles

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Vier Grundstoffe . . . . .  | 105 |
| 2. Φιλία und Νεκρός . . . . .  | 110 |
| 3. »Harmonie« der Urstoffe und ihrer δυνάμεις . . . . .                              | 112 |
| 4. Medizinisches (Atemlehre, Krankheit, Heilung, Physiologie, Krasenlehre) . . . . . | 115 |

## II. Anaxagoras

- |                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| 1. Homöomeren. Der νοῦς . . . . . | 125 |
| 2. Physiologie . . . . .          | 128 |

## Die Atomistik

## Leukipp und Demokrit

- |   |     |
|---|-----|
| 1. Die Problematik . . . . .  | 131 |
| 2. Die Atome und das Leere . . . . .  | 135 |
| 3. Ätiologie und Teleologie . . . . .   | 140 |
| 4. Die Atomkomplexe . . . . .   | 142 |
| 5. Gesundheit, Krankheit, Heilung . . . . .   | 144 |
| 6. Harmonie als τέλος (Erhaltung der εὐθυμία durch διαίτα des Leibes und der Seele) . . . . . | 150 |

## Synkretismus in Philosophie und Medizin

- |   |     |
|---|-----|
| 1. Charakteristik (Methodologische und sachliche Auswirkung dieser Periode auf die zeitgenössische Medizin) . . . . . | 156 |
| 2. Diogenes von Apollonia . . . . .   | 162 |

## Das Corpus Hippocraticum

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Definition und Bedeutung des Hippokratismus . . . . .                               | 177 |
| 2. Empirie und Spekulation . . . . .   | 179 |
| 3. Hippokratische Medizin als Kunst . . . . .  | 180 |
| 4. Begriffe des κατὰ φύσιν und παρὰ φύσιν. Das »Kranksein« . . . . .                   | 186 |
| 5. Die Elementenlehre in den verschiedenen Schriften. Bedeutung der δυνάμεις . . . . . | 188 |
| 6. Der hippokratische Begriff der Gesundheit . . . . .                                 | 198 |
| 7. Nosologie . . . . .   | 203 |
| 8. »Heilung« . . . . .   | 206 |
| 9. »Naturheilkraft« . . . . .  | 209 |

**Platon**

1. Charakteristik des platonischen Denkens . . . . .	212
2. Die Bedeutung der »Mathematik« im System Platons . .	216
3. Teleologie. . . . .	217
4. Seine medizinischen Ansichten (Der Makrokosmos-Mikro- kosmosgedanke. Physiologie. Gesundheit und Krankheit. Therapie). . . . .	220

<b>Ergebnisse</b> . . . . .	<b>243</b>
-----------------------------	------------

**Nachtrag zur zweiten Auflage**

Literatur . . . . .	284
Personenregister . . . . .	299
Sachregister . . . . .	311
Verzeichnis griechischer Wörter und Begriffe . . . . .	325

## ABKÜRZUNGEN

- Burnet, J., Die Anfänge der griechischen Philosophie. Aus dem Engl. übers. von E. Schenkel. Leipzig 1913 = Anfänge.
- Deichgräber, K., Die Epidemien und das Corpus Hippocraticum. Voruntersuchungen zu einer Geschichte der koischen Ärzteschule. Berlin 1933 = Epidemien.
- Doxographi graeci, coll., rec., prolegomenis indicibusque instruxit H. Diels. Ed. II. Berlin 1929 = Dox.
- Fragmente der Vorsokratiker. Griech. u. dt. v. Herm. Diels. 5. Aufl., hrsg. v. W. Kranz. 1—3. Berlin 1934—37 = Vors.<sup>5</sup>
- Fredrich, C., Hippokratische Untersuchungen (Phil. Untersuchungen v. Wilamowitz-Kießling 15). Berlin 1899 = Untersuchungen.
- Gilbert, O., Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums. Leipzig 1907 = Meteor. Theor.
- Hippokrates, Über Entstehung und Aufbau des menschl. Körpers (Περὶ σαρκῶν). Hrsg., übers. u. komment. v. Karl Deichgräber. Leipzig 1935 = Hipp. Περὶ σαρκῶν.  
Oeuvres complètes d'Hippocrate éd. par É. Littré, Paris 1839 — 1861, Bd. I—X = L.; z. B. V 567 L.
- Palm, A., Studien zur hippokratischen Schrift περὶ διαίτης. Diss. Tübingen 1933 = Studien.
- Temkin, O., Der systematische Zusammenhang im Corpus Hippocraticum. Kyklos Bd. 1. 1928, S. 9—43 = Der syst. Zusammenhang.
- Ders., Die Krankheitsauffassung von Hippokrates und Sydenham in ihren Epidemien. Arch. f. Gesch. d. Med. Bd. 20. Heft 4. 1928. S. 327—352 = Die Krankheitsauffassung.
- Überweg, F., Grundriß der Geschichte der Philosophie. I. Teil: Die Philosophie des Altertums, 12. Aufl., hrsg. von Karl Praechter. Berlin 1926 = Grundriß<sup>12</sup>.
- Vorsokratiker, Die, Die Fragmente u. Quellenberichte übers. u. eingel. v. W. Capelle. Leipzig 1935 = Vorsokratiker.
- Zeller, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 6. Aufl. I. Teil, 1. Hälfte, hrsg. von W. Nestle, Leipzig 1919; I. Teil, 2. Hälfte, Leipzig 1920 = I<sup>6</sup>.
- Ders., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. II. Teil, I. Abteilung, 5. Aufl. Leipzig 1922 = II<sup>5</sup>.

## VORBEMERKUNGEN

Die vorliegende Arbeit umfaßt nur einen kleinen, aber äußerst wichtigen Abschnitt aus dem lebendigen Fluten der Geistesgeschichte, nämlich der Zeit, da noch echt ursprüngliches Naturgefühl mit den Anfängen kritischen Denkens sich mischte und erstaunlich schnell eine Fülle von Theorien entstand, deren Bedeutung weniger in elementaren Definitionen, als vielmehr in der fruchtbaren Methode liegt, mit der man nach dem Unveränderlichen und Beständigen in den zusammengesetzten Stoffen und den Gesetzmäßigkeiten in deren Wirken zu suchen begann.

Die ideellen Konzeptionen aus dieser Zeit der Geistesrevolution zeugten eine Welt-Anschauung, die in ihrer frischen Jugendkraft einerseits immer neue Fragestellungen aus sich heraus entließ und in den Menschen einen fast fanatischen Willen zu reiner Erkenntnis schuf, andererseits aber auch die Möglichkeit gab, die in der Spürkraft des menschlichen Geistes schon gefundenen unzähligen Einzelergebnisse durch Zusammenschau in ein bestimmtes System einzuordnen. Objekt der Zusammenschau waren alle Gebiete des Wißbaren, und das jeweilige philosophische System umfaßte alles, Naturwissenschaftliches, Ethisches, Kulturelles und insbesondere auch das am meisten reizende Medizinische in gleicher Weise. Von dieser Tatsache erhält die vorliegende Arbeit Ausgangspunkt und innere Begründung. Nicht immer wurde das klar gesehen: die geistige Struktur der letzten Jahrhunderte, insbesondere des letzten, das auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten ungeahnte Fortschritte schenkte, prägte auch der philologisch-kritischen und philosophisch-synthetischen Forschungsarbeit ihre Eigenart auf<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Wie die Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts waren, zeigt (für viele andere) die Arbeit von M. Mollet, *La médecine chez les Grecs*. Paris 1906, S. 177ff.: Nos philosophes préhippocratiques ne s'embarassèrent point d'une étude aussi ardue; ils foncèrent tête baissée dans le maquis de la métaphysique, construisant avec outrecuidance la plus folle physiologie, l'embryogénie la plus saugrenue et l'anatomie la plus pitoyable qui se puisse supposer . . . car tout philosophe est un sophiste en puissance et malheur à la réalité des faits tangibles s'ils ne se conforment pas aux théories préconçues! . . . C'a été précisément la faute lourde de nos philosophes-médecins: bâtir ingénieusement des théories ontologiques et vouloir ensuite y adapter les faits matériels, qui, en

Es lag in der Tendenz der materialistischen und mechanistischen Naturerklärung, die in all den Erfolgen, die sie tatsächlich hatte, die Überwindung des »Rausches der Naturphilosophie« sah, auch für die Antike den Einfluß der Philosophie auf die Wissenschaft als unheilvoll anzusehen, bzw. in einer für Forscher unverständlichen Voreingenommenheit einfach zu leugnen. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiten erscheint — wenigstens auf dem Gebiet des Medizinischen — fast als ein Produkt des Wettseifers, alles Wertvolle der philosophiefreien, »einzig wissenschaftlichen Methode der Empirie« zuzuschreiben.

Eine zweite Gefahr, die zwar immer bestand, aber dem letzten Jahrhundert mit seinem Individualismus und Subjektivismus im besonderen Maße eignete, ist die Wertung einer vergangenen Wissenschaftsperiode von der Gegenwart aus. So fand ich noch in letzter Zeit in der Abhandlung eines Gelehrten von Ruf den als selbstverständlich hingestellten Satz: »Freilich können wir die Pathologie eines altklassischen Mediziners nur aus unserem heutigen pathologischen Wissen verstehen und werten«. Es kann nicht ausbleiben, daß auf diese Weise ein stark subjektives Moment in die Auffassung hineingetragen wird, und man kann a priori sagen, daß es so niemals möglich sei, die geistige Struktur antiken Denkens und Erkennens in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen.

Außerdem verbindet sich mit dieser Beurteilung vom Subjektiven aus allzu leicht sowohl Unter- wie Überbewertung der Antike. Gegenüber modernen, manchmal geradezu romanhaften Darstellungen griechischer Denker und Ärzte gilt: »Wer nicht Distanz wahrt gegen die Eigenheit der Antike, wer sie nur zu verstehen meint, indem er sie uns anbietet durch Anpassung an

---

quelque manière, servaient de contrôle à l'excellence de leur élucubration. Il y avait là une gymnastique intellectuelle agréable, un passe-temps plein d'attrait, qui consistait à soumettre les lois cosmiques aux créations imaginatives de l'esprit humain; c'était un exercice de dialectique, qui pouvait avoir quelque utilité dans les écoles philosophiques mais il n'eut dû en aucun cas être pris au sérieux et malheureusement il le fut. De monstrueuses hérésies médicales furent le résultat fatal de cette façon inverse de procéder; chaque philosophe eut son système immuable, chaque école entra en rivalité avec l'école voisine, pronant, ainsi que des dogmes fondamentaux, des vues de l'esprit fort chimériques. C'est cet illogisme de la méthode scientifique qui fit sombrer la philosophie grecque primitive dans l'absurdité, absurdité que nous ne prendrons pas la peine de signaler, car il faudrait le faire à chaque pas de l'exposition des doctrines.

unsere Ideale und Interessen, der beraubt sich der geschichtlichen Lehrkraft der Antike und behält schließlich nichts in der Hand als den leeren Spiegel seiner Einbildungen. Denn wir lernen und verstehen nur, wenn wir mit dem Stoffe ringen und uns dabei ebenso seiner wundersamen Fremdheit zu uns wie seiner tiefen Berührung mit unserem eigenen Wesen bewußt werden<sup>1)</sup>. — Die griechische Philosophie ist uns Lehrmeisterin geworden, wenn wir so wollen, und es ist sicher richtig, wenn wir sagen, die Entwicklung unserer Philosophie, Naturwissenschaften, insbesondere auch der Medizin wäre eine ganz andere gewesen, wenn dieser Einfluß nicht stattgehabt hätte. Es fehlt zwar noch jede genauere Untersuchung, welchen Anteil z. B. der romanische und der, zwar zeitlich spätere, aber deswegen in nicht weniger gewichtiger Weise, germanische Faktor beigetragen haben, das Weltbild zu gestalten, das zu besitzen wir uns heute rühmen dürfen; aber das wissen wir und fühlen es an tausend Einzelheiten, daß die genannten Faktoren teils als Kräfte des Widerstandes, teils als Kräfte ungestüm drängender Gestaltung ihre Eigenart der modernen Wissenschaft und Philosophie aufgeprägt haben. Es ist für den Historiker dringendste Notwendigkeit, das Ganze klar herauszustellen und zugleich in Ablehnung der maßlosen Überschätzung ihres Einflusses zu sagen: wir verdanken den Griechen vieles, aber nicht alles. Wir sind ihre Schuldner; es besteht zwischen unserm Denken und dem ihren in mehr als einer Beziehung eine geistige Verwandtschaft, aber wir sind nicht »die Kinder, die an ihren Brüsten gesäugt wurden und von ihrem Blute sich noch immer nähren«. Wohl sind wir die Erben, die von dem reichen Besitz übernahmen, was übrig blieb, als das alte Hellas starb. Aber wir sind Erben, die weder das Ganze in seiner ursprünglichen Form übernahmen, weil in der Zeit des Verfalls der griechischen Wissenschaft und zum Teil schon vorher zu vieles verwischt, verändert und zerstört wurde, noch das Ganze auf einmal; denn das Aufsuchen und Auffinden des hinterlassenen Gedankengutes dauert heute noch an. Vor allem aber sind wir Erben, die durch das geistig Überkommene zwar reicher bzw. gewandelt wurden, aber gewandelt wurden gemäß der uns eigenen geistigen Struktur. Die Römer übernahmen anders als spätere romanische Völker und anders als diese die Germanen.

<sup>1)</sup> Joel, Karl, Geschichte der antiken Philosophie. Tübingen 1921, S. 803.

Die Philosophie und ebenso die Medizin der alten Griechen und vor allem der Vorsokratiker ist eine Philosophie (und Medizin) sui generis und es kommt fast einer Verfälschung gleich, das antike Denken unter moderne philosophische (und medizinische) Begriffe subsumieren zu wollen.

Nichts vermag das deutlicher zu beweisen als der Bedeutungswandel der Kunstausdrücke. Es erscheint mir richtig und praktisch, das in diesen Vorbemerkungen an einigen Beispielen aufzuweisen und damit zugleich zu zeigen, in welchem Sinne die im Text gebrauchten Begriffe angewandt worden sind.

So bedeutet »Schließen« für uns Folgerungen ziehen aus gegebenen Prämissen; wenn aber Alkmaion von τεκμαίρεσθαι spricht, oder Demokrit sagt, daß man von den φαινόμενα auf die ἄδηλα »schließen« müsse, dann meinen sie, wie zahllose Stellen zeigen, das Abwenden des Blickes (und der Sinne überhaupt) vom Äußeren der Dinge auf das Wesen der Dinge.

Das Wort θεωρία war damals gleich speculatio und drückte die intellektuale Anschauung, das unmittelbare Erkennen aus, so wie es auch der Gottheit eignet. Heute bezieht sich Spekulation auf einen Gegenstand, »zu welchem man in keiner Erfahrung gelangen kann«, und sie »wird der Naturerkenntnis entgegengesetzt«<sup>1)</sup>. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde sie kaum noch erwähnt ohne ein Beiwort, das zugleich Verachtung ausdrückte, bis Joel<sup>2)</sup> wieder das Wort fand: »die Welt durchschauen im Denken — das ist die vielgeschmähte Spekulation«. Für die Alten aber ist Theorie (θεωρία) »Schau«<sup>3)</sup>. Es ist schwer, das Wort in seiner eigentümlichen Bedeutung nachzuempfinden. Es ist ein denkendes Schauen und ein schauendes Denken. Es ist ein Denken, verschieden vom Wahrnehmen, von dem es schon Alkmaion und

<sup>1)</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781, S. 497.

<sup>2)</sup> Joel, Karl, Philosophenwege. Freiburg 1901, S. 292.

<sup>3)</sup> In etwas allgemeinerer Form, aber doch deutlich die Wortbedeutung aufweisend, ist es gebraucht in Herodot I 30 (Herodoti, Historiarum libri IX, Ed. Henr. Rudolph. Dietsch, Editio altera, curavit curatamque emendavit H. Kallenberg, Vol. I. Lips. 1911), wo Krösus den Solon anredet: . . . ὡς φιλοσόφων γῆν πολλὴν θεωρίας εἵνεκεν ἐπελήλυθας. — Von Pythagoras sagt Sosikrates in den Philosophenfolgen, er habe das Leben mit einer Festversammlung verglichen, in der die einen als Kämpfer um den Preis, die anderen als Händler, die Besten aber als Zuschauer sich einfänden, nämlich die Philosophen als Forscher nach Wahrheit (Diog. L. VIII 8).

Heraklit geschieden hatten. Und doch sind beide Dinge in ihrem tiefsten Wesen nicht so verschieden, wie man es auf Grund scheinbar eindeutiger Aussprüche der alten Philosophen im allgemeinen anzunehmen pflegt. Das Denken bleibt im wesentlichen Schauen, nur daß durch dieses nicht die Erscheinungen (τὰ φαινόμενα), die sinnlichen Eigenschaften der Dinge (Farbe, Ton, Geruch, Geschmack), sondern das den wechselnden Eigenschaften, den Erscheinungen, Zugrundeliegende, τὸ ὑποκείμενον, das Wesen der Dinge erfaßt wird<sup>1)</sup>.

Deswegen nehmen die alten Philosophen auch als Elemente solche, die sie in innerer Schau erfassen können und deren Veränderung bzw. Vermischung sie gleichsam als das Unwandelbare, Unzerstörbare in den wandelbaren anorganischen Dingen, den Pflanzen und auch im menschlichen Körper »sehen«. Feuer, Wasser, Erde, Luft sind ihnen keineswegs Symbol, wie man meistens annimmt<sup>2)</sup> und ebensowenig Fiktionen, sondern wirkliche Gegebenheiten oder richtiger gesagt, die Möglichkeit, das »Wesen« der Dinge zu schauen oder, auf den menschlichen Körper angewandt, z. B. im Kranksein, den Kampf der Elemente bzw. ihrer δυνάμεις gleichsam plastisch zu erfassen. Sie haben damit eigentlich dasselbe getan, wie der heutige Naturforscher, der in der Elektrizitätslehre von Wellen oder in der allgemeinen Physik von Kraftfeldern und Ionenpaketen als Konstitutionselementen der Dinge spricht.

Ebenso deutlich offenbart sich das Anderssein des antiken Denkens in der »Idee«: ἰδέα und εἶδος war den Griechen die äußere Erscheinung, das Aussehen<sup>3)</sup>, die Beschaffenheit, der Zustand, aber auch das Wesen der Dinge. Nichts zeigt klarer die Eigenart ihres Denkens als die Tatsache, daß sie trotz aller scheinbar so strengen Differenzierung des Wahrnehmens und Denkens dieses nicht nur

<sup>1)</sup> Es sei hier auf das neue Werk Rothackers: Die Schichten der Persönlichkeit, Leipzig 1938, hingewiesen.

<sup>2)</sup> So in neuerer Zeit Max Schlesinger, Die Geschichte des Symbolbegriffs in der Philosophie, Arch. f. Gesch. d. Philos. 22. 1909, S. 49ff. und zuletzt noch E. Howald in: Die Anfänge der europäischen Philosophie, München 1925, der in der Einleitung sagt: »Daß die Entstehung der Philosophie darum in gleicher Weise betrachtet werden muß wie religiöse Symbolschaffungen, ist Voraussetzung unserer ganzen Arbeitsweise.«

<sup>3)</sup> Z. B. Andoc. I, 100: τὴν ἰδέαν μοχθηρός; Plat. Prot. 315 E wird Agathon τὴν ἰδέαν πάνυ καλός genannt; besonders instruktiv ist Rep. IX, 588 C: πλάττει μίαν ἰδέαν θερίου.

durch dasselbe Prinzip sich vollziehen ließen, sondern auch die Objekte beider mit demselben Namen ausdrückten. Die ἰδέαι im philosophischen Sinne bedeuteten ihnen nicht gestaltlose Schemen, nicht abstrakte Produkte begrifflichen Denkens, sondern Hypostasen; sie hatten nicht nur Wesenheit, sondern waren die οὐσία der Dinge, die das philosophische Auge fast mit derselben Selbstverständlichkeit erschaute, mit der das Auge des »Nichtdenkenden« an den äußeren Erscheinungen der Dinge haften bleibt, deren Gestaltung der Denker aber mit derselben Deutlichkeit erastastete, wie die menschliche Hand das Harte, Feuchte, Warme empfindet. »Die Zahlen, Elemente, Urstoffe, Atome, Begriffe, Ideen, Formen, die das ganze griechische Denken als Weltprinzipien herausstellt, sind härter, starrer, bestimmter, klarer als der Marmor der griechischen Landschaft und die Statuen der griechischen Kunst«, sagt Joel<sup>1)</sup> in guter Charakteristik, »eine Klärung des Schauens also war das griechische Denken, eben eine Reinigung von verwischnendem Wechsel, von den Wundern der Metamorphose, von den Widersprüchen, die in jeder Wandlung liegen«. . . . »Ja, der hellenische Idealismus . . . war von Anfang an intuitiv und damit ebenso visuell wie der hellenische Naturalismus, der nur, indem er mit Demokrit die Tastbarkeit (Arist. de sens. 442 a 28) oder mit der Stoa die Greifbarkeit der anschaulichen Vorstellung (φαντασία καταληπτική) betont, den engeren Bund des Auges mit der Hand fordert. Aber auch der platonische Idealismus, indem er den Blick über die sinnliche, greifbare Welt emporschwingen läßt, läßt seine Ideen doch plastisch, . . . säubert in der Kritik die Begriffe wie »Statuen« (Rep. 361 D) und fordert für die Welt die Elemente Feuer und Erde um der Sichtbarkeit und der Tastbarkeit willen.«<sup>2)</sup>

Die Weiterentwicklung der Ideenlehre bis in die heutige Zeit wurde ein getreues Spiegelbild der jeweils verschiedenen philosophischen Anschauungen, und man kann sagen, je mehr die Philosophie sich der jetzigen Zeit nähert, desto subjektiver wird die Idee und überhaupt das ganze Denken, das bei den Griechen geradezu ein Prozeß der Objektivierung genannt werden kann. Der Idealismus des letzten Jahrhunderts läßt nicht nur die Erkenntnis, sondern die Welt selber vom Subjekt abhängig sein und leugnet ihre selbst-

<sup>1)</sup> Joel, *Gesch. d. antik. Philos.*, S. 95.

<sup>2)</sup> Joel, *a. a. O.*, S. 93f.

ständige Realität. Der antike Philosoph distanziert sich von der Welt und läßt sie durch Versachlichung selbst des Geistigen das Objekt seines Denkens und Wahrnehmens sein. Bei den Neuere ist Idee Mittel des »Sehens«, bei den Alten das Gesehene selbst, das Objekt der Schau. Im Zeitalter mechanistischer Weltanschauung wird die Idee, werden letzten Endes alle Dinge zu Funktionen, und schließlich wird alles, Geistiges und Körperliches, dynamisch, höchstens noch vitalistisch aufgefaßt. Dem Griechen aber ist alles Gestaltung und Gestalt.

Auch sonst zeigen sich allenthalben grundlegende Unterschiede griechischen und modernen Denkens. Wir Heutigen denken in Begriffen. Die Vorsokratiker kannten keinen »Begriff« i. e. S.: das »Feuer« des Heraklit, die »Luft« des Anaximenes, Anaxagoras und Diogenes, die »Zahl« der Pythagoreer, die στοιχεῖα des Empedokles werden zwar meist nicht nur Elemente des Seins, sondern auch der Erkenntnis, aber in ganz anderem Sinne als unser »Begriff«. Begriffe (sowohl Funktions- als auch Gegenstandsbegriffe) setzen Definition voraus. Von einer Definition aber des Wassers oder des Feuers, der Liebe oder des Streites findet sich keine Spur<sup>1)</sup>.

Falsch ist es aber auch, die alten Philosophen den Idealisten bzw. Materialisten zuzuteilen oder von den einen zu sagen, sie seien rein empirisch, induktiv und von den anderen, sie seien rein spekulativ, deduktiv vorgegangen. Pythagoras ist kein »Idealist«, weder erkenntnistheoretischer noch metaphysischer, wie Willmann<sup>2)</sup> und Kinkel<sup>3)</sup> aus der schaffenden und normativen Kraft der Zahl ableiten wollen, und Demokrit nicht der Erzmaterialist der Darstellungen älterer und neuerer Autoren. Seine Atomenlehre ist etwas wesentlich anderes als die eines Robert Boyle oder John Dalton. Seine Atome sind, wie wir später sehen werden, so unvollziehbar auch für uns Moderne der Gedanke ist, die in unendlich

<sup>1)</sup> Ob die vier Elemente aus den alten Kosmogonien übernommen sind oder damals allgemeiner Anschauung entsprachen, ob φίλα und νεῖκος Überbleibsel animistischen Denkens sind oder ob und inwiefern andere Gründe zu ihrer Annahme geführt haben, läßt sich heute mit Sicherheit nicht mehr feststellen. Auch läßt sich kaum nachweisen, welche Rolle dabei die Empfindung des Warmen, Kalten, Feuchten und Trockenem spielte.

<sup>2)</sup> Gesch. d. Idealismus, Bd. 1. II. Aufl. Braunschweig 1907, S. 263ff.

<sup>3)</sup> Gesch. d. Philosophie als Einl. in das System der Philos. I. Teil. Gießen 1906, S. 101 ff.

viele kleinste Seinsteilchen zerschlagene Seinskugel des Parmenides. Ausgangspunkt seiner Lehre ist nicht die Materie in unserem Sinne, sondern das Sein schlechthin. Auch Alkmaion und Hippokrates waren nicht »Empiriker κερ' ἐξοχήν, die den wissenschaftlich allein richtigen Weg der Induktion gingen«<sup>1)</sup>. Vielleicht am wenigsten trifft die griechischen Denker das Vorurteil, daß sie zur Wissensfindung nur den Weg der Spekulation (im verächtlichen Sinne des Wortes) gegangen wären<sup>2)</sup>. Dieses Urteil könnte zwar eine gewisse Begründung in der alten Überlieferung finden; aber Burnet<sup>3)</sup> weist schon in feiner Weise darauf hin, daß diese »größtenteils aus Placita besteht — d. h. aus dem, was wir »Resultate« nennen . . . selten nur erfahren wir, warum irgendein alter Philosoph diese oder jene Ansicht hatte«. Er weist weiter darauf hin, »daß Anaximander einige bemerkenswerte Entdeckungen auf dem Gebiet der Biologie des Meeres machte, die durch die Forschungen des 19. Jahrhunderts vollinhaltlich bestätigt worden sind«, und daß Xenophanes »einer seiner Theorien durch Hinweise auf die Fossilien und Versteinerungen so weit voneinander entlegener Örtlichkeiten, wie Malta, Paros und Syrakus stütze«. Weiter richtet er den Blick auf die genaue Anatomie der griechischen Plastik, die außerordentlich entwickelte Beobachtungsgabe zeige und auf die Beschreibung der Klepsydra des Empedokles. Man könnte die Reihe seiner Beobachtungen noch in mehr als einer Hinsicht erweitern; aber auch so ist sein Urteil hinreichend begründet: »Es wäre sicher absurd, zu glauben, daß Menschen, welche diese Beobachtungen zu machen imstande waren, nicht das Interesse oder die Fähigkeit besessen haben sollten, viele andere Beobachtungen zu machen, die in Vergessenheit geraten

<sup>1)</sup> Dieser Satz, den die Literatur in unendlich vielen Variationen bringt, enthält schon in sich mehrere schwere Aporien: 1. ist mit der Induktion wenigstens bei der Verifikation der gefundenen allgemeinen Tatsachen (z. B. eines Gesetzes) auch Deduktion verbunden; 2. beruht jede Induktion auf der fürs erste doch unbewiesenen Hypothese (die der Empiriker gerade ablehnen will), daß gleichen Ursachen gleiche Wirkungen entsprechen; 3. kommt auch die Empirie nicht ohne (in das Gebiet der Philosophie fallendes) Schlußverfahren aus. Jede Induktion beruht letzten Endes auf einem Syllogismus mit disjunktivem Obersatz.

<sup>2)</sup> s. Kurt Sprengels Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, 4. Aufl. I. Bd. Leipz. 1846, S. 300.

<sup>3)</sup> Burnet, John, Die Anfänge der griechischen Philosophie (aus dem Englischen übersetzt von E. Schenkel). Leipzig 1913, S. 23f.

sind«. Ja, man kann rein a priori sagen, die »Wesensschau« des griechischen Denkers setzt ihn notwendigerweise in ein ganz inniges Verhältnis zur Natur, die er mit allen Sinnen in sich aufnahm und die für ihn aus denselben Elementen bestand, wie die, durch die er sie erfaßte.

Zusammenfassend kann man geradezu folgern: der antike Denker empfand mit der Fähigkeit einer unmittelbaren Einsicht in sein eigenes Werden und das Werden des Weltganzen Physisches und Metaphysisches mit einer Spürkraft, wie sie nur eine werdende Weltanschauung am Ende der Periode magischer Betrachtungsweise erzeugen konnte. Wenn es gestattet ist, hier einmal das so häufig gebrauchte und vielfach mißbrauchte Wort »Erlebnis« zu verwenden, dann darf man mit einer gewissen Berechtigung sagen: sein Schauen war Erlebnis, nämlich ein Erleben des Einen, Unzerstörbaren, Wirklichen, und es würde dann in dieser Kennzeichnung vor allem das Einmalige in den einzelnen Systemen gut hervorgehoben, in das wir uns wohl einigermaßen wieder einfühlen können, das wir aber nicht noch einmal mit der ganzen beglückenden, bestrickenden, vom Druck des Suchens befreienden Kraft wieder zu erleben vermögen; das konnten ja nicht einmal die intimsten Schüler mehr, die deswegen fast immer nur das tatsächlich Lehrbare, das Typenhafte, aus der Lehre des Meisters übernahmen, woraus sich auch die Vielheit der Systeme in knapp zweieinhalb Jahrhunderten griechischen Denkens erklärt, gegenüber den langlebigen Systemen etwa der Ägypter und Inder, deren Philosophie man treffend eine »anonyme« genannt hat. Das »Erleben« im griechischen Denken war aber weit davon entfernt, ein intuitiv-irracionales oder überrationales zu sein; deswegen erscheint es richtiger, es als eine bewußte Komplexion in Typen aufzufassen, beruhend auf einer dem antiken Denken eigentümlichen Kraft der Kontemplation, die die Möglichkeit gab, das Wesentliche an Dingen und Vorgängen in einem einzigen Akt herauszuheben und zu »verstehen«.

Und was für die alte Philosophie gilt, gilt in gleichem Maße für die antike Medizin. Denn philosophisches und medizinwissenschaftliches Denken durchdrangen einander so innig, daß die meisten der uns bekannten Philosophen zugleich auch Ärzte, jedenfalls Mitschöpfer medizinischer Betrachtungsweise gewesen sind. Bezeichnend ist ein Ausspruch des Aristoteles, nach dem es Auf-

gabe der Naturforschung ist, die *πρώτας ἀρχάς* von Gesundheit und Krankheit zu sehen; eine andere Stelle lautet: »... die meisten Physiker kommen ungefähr bis zu den Tatsachen, die mit der Heilkunde zusammenhängen; diejenigen aber unter den Ärzten, die ihre Kunst mehr philosophisch betreiben, beginnen in der Medizin mit der Erforschung der Natur«<sup>1)</sup>. Naturphilosophie und Medizin sind in der griechischen Antike so eng miteinander verknüpft, daß der Aufschwung der einen den der anderen bedingt; sie sind so sehr eins, daß eine genetische Geschichtsschreibung beide nicht gesondert behandeln kann.

In Ablösung der roh-empirischen, mit animistischen Gedanken-  
gängen durchsetzten Heilkunde bringt die neue Philosophie auch die neue Auffassung der Medizin. Es hat wohl schon bei den Primitiven eine begriffsformende Tätigkeit des Menschengestes statt-  
gehabt, noch ehe dem Menschen das Bewußtsein einer Differenz zwischen dem eigenen Ich und der ihn umgebenden Natur gekommen war, wenn auch weniger auf dem Wege der Abstraktion, durch die der Begriff überhaupt in den seltensten Fällen zustande-  
kommt; jede Zusammenfassung von Eindrücken in ein einzelnes Wort, welches ihm von da ab der adäquate Ausdruck für das Wesen einer Sache wurde, war ja eigentlich schon Begriffsbildung,<sup>2)</sup> und auf ihr beruhte die Formulierung von Sätzen und die Schöp-  
fung der Sprache. So hat auch die Medizin schon in ihren Anfängen, ganz gleichgültig, ob sie von Erfahrungstatsachen oder von animistischen oder von theurgischen Vorstellungen ausging, »Begriffe« der Krankheit oder wenigstens des Krankseins; und schon die rohe Empirie drängte in innerer Tendenz zu methodischen

<sup>1)</sup> Arist. *περί αἰσθ. κ. αἰσθητ.* 436 a 19 (Aristotelis opera graece. Ex rec. Im. Bekkeri Berl. 1831). Magnus, H., zitiert in seiner Entwicklung der Heilkunde, Breslau 1907, S. 109, aus Aristoteles, Sinn und Sinnliches, Kap. V. Opera omnia, Paris 1848/74: »Es sei das Geschäft beider, den Ursachen des Gesund- und Krankseins nachzuspüren. Nur der Arzt dürfe den Anspruch erheben, ein wissenschaftlicher genannt zu werden, der mit den philosophischen Theorien gründlich vertraut sei.« (Seine Aristotelesausgabe war mir nicht zugänglich). — Treffend bemerkt zu dieser Stelle Magnus a. a. O., S. 90 (für den allerdings sonst die ganze alte Philosophie und größtenteils auch die Medizin nur phantastische Spekulation ist (a. a. O., S. 109)): »Entsprechend dieser Wertschätzung der Philosophie ist dieselbe während der Herrschaft der antiken Medizin gleichbedeutend mit dem Begriff der medizinischen Wissenschaft, sowie die Naturerkenntnis schlechthin.«

<sup>2)</sup> im vorwissenschaftlichem Sinne.

Fortschritten des Menschegeistes in der Erfassung der Wirklichkeit. Denn reine Erfahrung gibt noch keine Erkenntnis. Erst wenn zur Sinneswahrnehmung die auseinander- und zuordnende Kraft des Verstandes kommt, wird sie zur Kenntnis und Erkenntnis. Das erwachende philosophische Denken nun gab dem Verstand für die aus der natur- und medizinkundlichen Sphäre stammenden Erfahrungen den Maßstab, nachdem er das ihm durch die Sinne aufgenommene Tatsachenmaterial ganz anders, gewissermaßen systematisch, ein- und zuordnen konnte. Zugleich erwachte bzw. wurde gestärkt das kausale Bedürfnis, das immer nach dem »Warum« fragt und zur Erforschung des »Woher« der Dinge drängt. Damit war zugleich die Möglichkeit gegeben, Folgen zu sehen bzw. bei beabsichtigten Handlungen Erfolge vorauszusehen. Damit war die wissenschaftliche Medizin geboren; gezeugt aber war sie vom philosophischen Denken, das ihr demnach keineswegs wesensfremd war, wie es das im Grunde genommen auch heute nicht ist, das ihr damals aber auch nicht als eine zweite Disziplin gegenüberstand, eben weil Philosophie allem inhärent war, was den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit geltend machen wollte.

Unter anderem gab die Philosophie nun dem medizinischen Denken die Fähigkeit, nach bestimmten Gesichtspunkten das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, gab ihr die »Hypothese« als Instrument der Deutung und Sinnfindung und in der ganzen Kraft ihrer Neuheit den nie mehr ermüdenden Drang, das in einer neuen Erkenntnis Geschaute in willkürlicher oder unwillkürlicher Beobachtung (Entstehung des Experimentes!) zu verifizieren und zuletzt in Erstarkung des philosophisch-medizinischen Denkens das Bestreben, die in der Natur wirkenden Zweckmäßigkeiten zu finden.

Man machte mit der Philosophie diesen oder jenen empirisch gegebenen, aber nun als Element des Seienden und der Erkenntnis ganz andersartig und ganz neu empfundenen Stoff zum Träger der Vorgänge im menschlichen Körper. Die »Elemente« wurden das orientierende Prinzip in dem nur sinnhaft gegebenen Tatsachenmaterial. Zunächst waren es die allgemeinen στοιχεῖα (und zugleich ὄρυχαί) der allgemeinen Naturphilosophie und deren δυνάμεις, bald die festen Substanzen des menschlichen Organismus und vom Ende der hippokratischen Zeit an die χυμοί wie Blut, Schleim, Galle. Diese letzteren, spezielleren medizin-philosophischen Begriffe mögen durch die populären Anschauungen von der Bedeutung des

Blutes, das man mit dem Leben dem schwerverwundeten Menschen und immer wieder dem Opfertier entströmen sah, mitverursacht sein; aber die Philosophie lehrte erst, in ihnen allgemeine Konstitutionselemente des menschlichen Körpers zu sehen. So knüpfte man in der Medizin wie in der gleichzeitigen Philosophie durchaus metaphysische Begriffe, wie das Leben, an das Reale und Greifbare<sup>1)</sup>. Und wie die Philosophie durch ihre Hilfsvorstellungen (die sie allerdings wie Realitäten sah) alle Vorgänge in der Natur in einer für uns nicht mehr wirklich verständlichen Weise *erschautete*, so vermochte der Arzt in dem Wirken der Elemente, Kräfte oder Säfte, die schließlich auch zu einer naturphilosophisch begründeten Aufstellung der *δίαιτα* führten, die Vorgänge im menschlichen Körper und in deren Harmonie die Zustände von Gesundheit und Kranksein gleichsam plastisch zu erfassen. Aus diesem Gedankengang heraus ist dann auch das später noch näher bezeichnete Verfahren der Diagnosenstellung, bei dem alle fünf Sinne ihre Rolle hatten, in seiner Eigenart verständlich.

Die Wandlungen der Begriffe und Vorstellungen in Medizin und Philosophie entsprechen einander, bis die Neuzeit ihre scheinbar endgültige Loslösung voneinander bringt. Man fürchtete, daß die Medizin ihres naturwissenschaftlichen Charakters entkleidet würde, wenn sie sich philosophischer Methoden bediene. Zwei Gründe mögen zu dieser Einstellung geführt haben: erstens der Rückblick auf die Irrwege, die die Medizin in der Vergangenheit gegangen war, die man mit Recht oder Unrecht der Anwendung philosophischer Methoden zuschrieb; zweitens die großen Erfolge, die gerade das 17. und 19. Jahrhundert zunächst der Naturwissenschaft und in Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden dann auch der Medizin gebracht haben und die man als Erfolge der neuen Orientierung wertete<sup>2)</sup>. Man übersieht dabei, daß gerade die großen Ärzte aus der naturwissenschaftlichen Zeit die Verbin-

<sup>1)</sup> Magnus, *Entwickl. d. Heilk.*, sagt S. 87 zur Charakteristik dieser Periode: *»Trotzdem die Spekulation ganz gewiß zu keiner Zeit ein sonderlich verläßlicher Genosse der medizinischen Forschung gewesen ist, so muß ihr Eintritt in dieselbe doch als einer der denkwürdigsten Momente angesprochen werden, welche die Geschichte unserer Wissenschaft bisher zu verzeichnen gehabt hat . . . Mit dieser bedeutsamen Wandlung begann sie zugleich aber auch den Charakter einer Wissenschaft anzunehmen . . .«*

<sup>2)</sup> Die ablehnende Einstellung zur Philosophie zeigen besonders kraß die zahlreichen Artikel H. Kolbes; so bezeichnet er (*Journal f. prakt. Chemie*, hrsg. von

dingung mit der Geisteswissenschaft als dringendes Erfordernis ansahen; und wenn z. B. Virchow, zwar gegen seinen Willen, aber tatsächlich Anlaß wurde zu der einseitig mechanistischen Einstellung, dann trug die Schuld weniger er selbst als vielmehr die Zeit, in der er lebte und teilweise auch die anderen, die ihn mißverstanden oder falsch deuteten.

Für die praktische Durchführung der im I. Band gesetzten Aufgabe möge das folgende bemerkt sein.

Ich habe mich bemüht, soweit das überhaupt möglich ist, dem Ideal des »objektiven Standpunktes« möglichst nahe zu kommen. Mit Benutzung der älteren und neueren Ergebnisse philologischen Forscherfleißes, mehr aber noch in Neudurchforschung der Fragmente und alten Doxographen unter medizin-historischen Gesichtspunkten habe ich den Versuch gemacht, das mit dem Thema gegebene Problem zu lösen und das Miteinander und Auseinander des naturphilosophischen und medizinischen Denkens in der Kindheitsperiode der wissenschaftlichen Medizin zur Darstellung zu bringen. Dabei wurde, wo nicht die Notwendigkeit dazu zwang, bewußt auf die rein philologischen Problemstellungen verzichtet und nur auf die notwendigste Literatur verwiesen. Die Anordnung ist im wesentlichen historisch, verzichtet aber auf alle Datierung, weil damit notwendig die Behandlung von Kontroversen verbunden war, die vom gegebenen Thema zu weit weggeführt hätte. Dem Thema entsprechend sind die anderen ebenso wertvollen Entwicklungsfaktoren der Medizin unberührt gelassen. Von philosophiegeschichtlichen Darlegungen wurde nur soviel gebracht, als mir im Rahmen der Aufgabe nötig erschien; daß ich in diesen teilweise zu einer von der gewöhnlichen abweichenden Auffassung gekommen bin, mag begründet sein in der Heranziehung von Fragmenten, die wegen ihres medizingeschichtlichen Inhaltes den Philosophen weiter ablagen, deren Einbeziehung aber das Gesichtsfeld wesentlich erweiterte bzw. die philosophischen Ansichten zum Teil in ein ganz anderes Licht stellte.

Besonderer Wert wurde auf die Bestimmungen des Inhaltes gelegt, den die Alten mit ihren neuen Kunstausdrücken verbanden.

---

Ernst v. Meyer, Bd. 8, 1874, S. 419f.) die Vertreter der Stereochemie und der Strukturchemie als »Metaphysiker«, die den soliden Boden exakter Naturwissenschaft verlassen hätten und das nüchterne Urteil des gesunden Menschenverstandes durch wertlose Phrasen verdrängten.

Deshalb möge an dieser Stelle noch ein Wort über die Bezeichnungen στοιχεῖα<sup>1)</sup>, ἀρχή und ähnliche Ausdrücke gesagt sein. Denn diese Worte werden meist, obschon ihr begrifflicher Inhalt ein ganz verschiedener ist, nach dem Vorgang von Aristoteles wie Synonyma gebraucht.

Das Unveränderliche, Ewige, auf das die ersten griechischen Denker alles (scheinbar) Veränderliche zurückführen zu können glaubten, wird von diesen selbst, bzw. von den Doxographen — was die Untersuchung ungemein erschwert, da es oft unmöglich ist, die Quelle zu finden, aus der sie geschöpft haben — mit den verschiedensten Namen gekennzeichnet. Bei Isokrates und Xenophon erscheint zum erstenmal die Benennung στοιχεῖα, und zwar im Sinne von »Anfängen« und bei Platon finden wir das Wort einmal noch in derselben Bedeutung (legg. VII 790 c), dann aber auch schon in der ontologischen Bedeutung (im Kratylos, Theaitet, Timaios und Sophisten), die wir damit zu verbinden pflegen (στοιχεῖα, ἐξ ὧν ἡμεῖς τε συγκείμεθα καὶ τᾶλλα)<sup>2)</sup>. Daher wird angenommen, daß die Einführung dieses Begriffes in die naturphilosophische bzw. physikalische Sprache durch Platon erfolgt ist. Aristoteles gebraucht den Ausdruck sehr oft und bezeichnet damit durchgängig die Urelemente bzw. nicht mehr weiter zerlegbare Grundstoffe der früheren Philosophen<sup>3)</sup>, die aber in seinen Berichten ebensooft zumeist als ἀρχαί erscheinen.

Für die Verwendung des Wortes στοιχεῖον in einem zweifachen Sinne und den gelegentlichen synonymen Gebrauch von ἀρχή ist das dritte Kapitel des vierten Buches<sup>4)</sup> der »Metaphysik« ein gutes Beispiel: »Als Element (στοιχεῖον) bezeichnet man den Urbestandteil, aus dem etwas aufgebaut ist. Seiner Form nach kann er nicht in eine andere Form zerteilt werden. Beispielsweise ist Schallelement das, woraus der Schall besteht und worin er als Äußerstes zergliedert wird. Das Schallelement aber kann nicht mehr in andersförmige Laute aufgelöst werden; sondern im Falle seiner

<sup>1)</sup> Zur Geschichte des Ausdrucks s. H. Diels, *Elementum*, Leipzig 1899, S. 3ff., 13ff., 18ff., 24ff., 37ff., 68ff.

<sup>2)</sup> Theaitet. 201 E (Platonis opera recognovit brevique adnotatione critica instruxit Johannes Burnet, Tom. I. Oxonii 1899).

<sup>3)</sup> Deswegen in seinen Berichten öfter der Zusatz τὰ καλούμενα (στοιχεῖα).

<sup>4)</sup> Von manchen, wie Lasson (Aristot. *Metaph.* Jena 1907), falsch als fünftes Buch gerechnet.

Zerlegung sind die Teilchen (τὰ μόρια ὁμοειδῆ) gleichartig. Das Teilchen Wasser zum Beispiel ist Wasser . . . Diejenigen aber, die sich über die Körperelemente (τὰ τῶν σωμάτων στοιχεῖα) äußern, in die die Körper als Äußerste abgebaut werden, die selbst aber nicht mehr in andere εἶδη zerfallen, bezeichnen diese gleichermaßen als Elemente (στοιχεῖα), und zwar ungeachtet des Vorhandenseins einer oder mehrerer Wesenheiten. Ähnlich spricht man aber auch von den Elementen (τὰ τῶν διαγραμμμάτων στοιχεῖα) der geometrischen Beweise und von denen der Beweise überhaupt. Denn die Urbeweise, die in einer größeren Menge von Beweisen vorhanden sind, bezeichnet man als ihre Elemente (στοιχεῖα). Solcher Art sind auch die Urschluffolgerungen, die man aus drei Begriffen durch einen Mittelbegriff erhält. Von da aus überträgt man die Bezeichnung »Element« (στοιχεῖον) und nennt so all das, was bei seinem ἔν-Sein und bei seiner Kleinheit zu vielem verwendbar ist. Daher ist es gekommen, daß das Allgemeinste Element ist, weil alles zum Allgemeinsten Gehörige bei seinem ἔν-Sein und seiner Einfachheit vielem oder allem oder möglichst vielem eigentümlich ist«, um dann fortzufahren: διὸ καὶ τὸ ἔν καὶ τὴν στιγμὴν ἀρχᾶς τισὶ δοκεῖ εἶναι<sup>1)</sup>.

Eudem scheint zuerst die Trennung στοιχεῖον = Stoff und ἀρχή = Prinzip der Bewegung durchgeführt zu haben, die aber bei Späteren wieder verloren ging. Bei den Römern wurde für στοιχεῖον, und zwar wahrscheinlich durch Lukrez, elementum in die philosophische Sprache eingeführt.

Der synonyme Gebrauch von στοιχεῖα, ἀρχαί, ἰδέα usw. gibt leicht Anlaß zu Mißverständnissen. Die ionischen Naturphilosophen kannten neben dem Einen die vier allgemein gebräuchlichen Elemente Feuer, Erde, Wasser, Luft<sup>2)</sup>. Diese gingen sekundär aus dem Einen (z. B. bei Anaximander und, wie ich annehme auch bei Pythagoras<sup>3)</sup> aus dem ἀπειρον hervor, und zwar durch ein in dem Einen oder außer ihm bestehendes Prinzip (ἀρχή). Es wäre deswegen besser, das Eine, aus dem alles hervorgeht, Urstoff oder Urelement, die aus diesem als erstes sich bildenden »Stoffe« Elemente, die gestaltende Kraft Prinzip zu nennen.

<sup>1)</sup> Arist. Metaph. 1014 a 26.

<sup>2)</sup> Diese Tatsache hat Gilbert, Meteor. Theor., einwandfrei nachgewiesen.

<sup>3)</sup> Die Neuerung des Empedokles bestand darin, daß er nicht ein, sondern vier Urelemente annahm, aus denen alles hervorging.

Diese Vorbemerkungen waren notwendig, um damit zu begründen, warum ich zuweilen bei den Untersuchungen selbst eine gegenüber der üblichen abweichende Haltung eingenommen habe. Ich habe mich jeden Werturteils enthalten (abgesehen von solchen, die die Entwicklung während der zu untersuchenden Zeit selbst betreffen) und mich vor allem vor jeder Deutung nach modernen Gesichtspunkten und jetzt gebräuchlichen Kunstausdrücken gehütet. Ich wollte mit dieser Haltung aufs deutlichste meinen Standpunkt zum Ausdruck bringen, daß die antike Philosophie und Medizin eine Wissenschaft *sui generis* sei und daß jeder, der sie anders ansieht, sich nur selber um all das Wertvolle bringt, das sie uns heute noch zu geben vermag<sup>1)</sup>. Das ist vor allem die Fähig-

<sup>1)</sup> An dieser Stelle möge eine Bemerkung zum modernen Medizin-Philosophie-Problem gestattet sein: die Ablehnenden sind meist das Opfer einer Verwechslung von Philosophie und Weltanschauung, die aber beide auf ganz verschiedenen Ebenen liegen. Wenn aber z. B. R. Koch (in: *Die Bedeutung der Gesch. d. Med. für den Arzt, Fortschritte der Medizin*, 1921, Nr. 7, S. 220 ff.) mit vielen anderen sagt, daß Medizin selbst in dem Sinne gar nicht Wissenschaft genannt werden könne, als es ihr letzten Endes gar nicht ums Wissen, sondern ums Helfen zu tun sei, dann liegt dem zunächst eine Verwechslung der Zielsetzung der Medizin mit ihrer Definition, dem ganzen Gedankengang aber eine falsche Fragestellung zugrunde; die Medizin — und das gilt für jede systematische Wissenschaft — ist mehr als ein Aneinanderreihen von empirisch gegebenen Tatsachen; die systematische Ein- und Zuordnung aber, ja schon das Schließen aus den Gegebenheiten unterliegt Gesetzmäßigkeiten, die zu untersuchen Objekt philosophischer Forschung ist. Deshalb aber der Philosophie nur als einer Art Wissenschaftstheorie Bedeutung für die Medizin zumessen zu wollen, wie zuletzt es noch Prez de Inlow in *The Philosophy of Medicine, Med. Life* 44, New York 1937, S. 399 ff. und S. 432 f. tut, verrät einen zu engen Standpunkt; denn nicht nur die formale Seite der Medizin, sondern auch die ontologischen und metaphysischen Fragen sind letzten Endes philosophische, die aber wegen der Eigenart der Seinsstruktur der Dinge, mit denen der Arzt zu tun hat, nur vom Arzt-Philosophen gelöst werden können. — Im übrigen scheint mir, daß in einer vergangenen Zeit allzuviel von Lebensfremdheit oder Bankrott der medizinischen Wissenschaft gesprochen wurde, zumal darin ein Vorwurf versteckt liegt, der jeder Berechtigung entbehrt. Gerade das Mitgehen mit den immer neuen Auffassungen (wie sie z. B. in besonders reichem Maße im letzten Jahrhundert die Naturwissenschaft brachte), ist ein glänzendes Zeugnis für die Aufgeschlossenheit des Arztes und schließlich der Ausdruck einer Gesinnung, die ihn nur ehren kann. Sehr gut sagt hierzu Kerschesteiner, H., in seinem Nekrolog auf G. Honigmann: »Wir glauben nicht mehr an eine Krisis, sondern nur mehr an den steten Fluß, an Erneuerung, Bereicherung, Überprüfung einer stets wachsenden, blühenden und von Kraft strotzenden Lehre« (*M. m. W.* 1931, S. 157).

keit zur *θεωρία*, zu der Schau, die uns neben dem »Sehen« der Vorgänge in Natur- und Menschenleben das »Darunterliegende«, das Metaphysische, wenigstens in seiner Tatsächlichkeit zu erfassen fähig macht — eine Fähigkeit, die das materialistische, mechanistische, dynamistische, aber auch das vitalistische Denken vergangener Jahrhunderte fast verkümmern ließ; es ist weiter die Konsequenz des Denkens, »die größte Obliegenheit des Philosophen«, wie Kant sie nennt, mit der in ihr drängenden Kraft, weiter zu forschen und zu arbeiten, wenn ein Ergebnis sich scheinbar dem Axiom, von dem man ausging, nicht einfügen will; die Konsequenz der Treue, die den aus Liebe zur Weisheit nach Wahrheit und Wirklichkeit suchenden Menschen schafft, oder, für die Medizin gesagt, den Arzt schafft, der unerrüdlich und uneigennützig forscht und sucht, was immer seinem großen Ziele dienen könnte, dem Gesunden die Gesundheit zu wahren und dem Kranken Heilung zu bringen.

Die Weite des Themas dieser Arbeit bedeutete zugleich Beschränkung. Nicht wenige Probleme, die dem Verfasser bei seinem Gange durch drei Fachgebiete begegneten, konnten nur berührt, von manchen nur eine vorläufige Lösung ohne das zugehörige Quellenmaterial gebracht werden. Es ist jedoch die Absicht des Verfassers, das hier gegebene Bild historischer Entwicklung in Einzeluntersuchungen zu vervollständigen.

# DIE ALT-IONISCHE NATURPHILOSOPHIE

## I. THALES

Die alten Ionier haben gemäß den Fragmenten und doxographischen Nachrichten keine medizinischen Theorien aufgestellt, im strengen Sinne des Wortes auch keine philosophischen; aber ihre genialen Versuche, durch Denken die Einheit und den Wesensgrund der Dinge zu »schauen«, wo die Sinne nur ein dauerndes Entstehen und Vergehen und Wechsel und Widerstreit wahrnehmen, haben ihren Namen unlösbar mit der abendländischen Geistesgeschichte verknüpft; und ihre Konzeptionen erzeugten in ununterbrochener Folge direkt oder indirekt die Systeme, deren Gesamtheit unsere Philosophie und Wissenschaft ausmacht.

Wir dürfen nicht an die Gedankenwelt der ersten Ionier herantreten mit der Erwartung, in ihr wenigstens schon die Anfänge der Logik und Noëtik zu finden oder Untersuchungen über ideales und reales Sein, über ontische Verhältnisse, Sachverhalte u. dgl. Die Bestimmtheiten des Denk-Gegenstandes waren für sie weder logische noch ontologische, sondern lebendige, von der ἀρχή aus bestimmte. Seine »Kategorien« übertrugen sie auf das Real- wie Idealeseiende. Sphären unwirklicher Gegenstände gab es nicht für sie. Und doch bedeutet ihre Tat echte Wissenschaft, wissenschaftliches Denken, bestimmt einmal durch das Ziel: von der Welt und den Dingen in ihr vollständige Erkenntnis zu erlangen, die Allgemeinbeziehungen zwischen dem Urgrund und den Einzeldingen und der Einzeldinge untereinander zu finden und aus dieser Allgemeinbeziehung alle Vorgänge zu erklären; und dann durch die Methode: indem sie die Einzeldinge aufs genaueste beobachteten — sehr im Gegensatz zu den Vorstellungen, die wir uns gewöhnlich über sie machen — und die Komplexe der Vorstellungen vom Einzelding auf eine Einheit isolierten und, wenn auch nicht auf einen abstrakten Begriff, so doch auf ein gemeinsames Element, aus dem es entstanden, zurückzuführen trachteten. Sie kannten keine ontologischen Untersuchungen, aber in der bis dahin für die Griechen — und für die anderen Völker noch lange nachher — primitiv-komplexen Welt suchten sie das Elementare, das nicht

weiter definiert werden kann, um von da aus wieder den Durchbruch in das Reale zu wagen und die Einzelercheinungen im Tiefsten zu verstehen und zu deuten. Ihre Prinzipien bzw. Urstoffe kommen allen Dingen im Makro- und Mikrokosmos in gleicher Weise zu, die beide im Grunde genommen nicht sind, sondern im Hin und Her des Überwiegens oder Unterliegens oder des Sich-Verdichtens und Verdünnens der Urstoffe ständig neu werden. Kosmisch-organisch und physikalisch-mechanisch könnte man die aus ihrer Naturphilosophie fließende Welterklärung nennen, indem sie sowohl durch die Kategorien des Lebendigen als auch durch physikalische Begriffe und Tendenzen den unaufhörlichen Wechsel im Werden und Vergehen der Dinge zu erklären versuchen.

Wenn wir in diesen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen Wendungen aus der modernen philosophischen Schulsprache, unter denen hier übrigens die negativen instruktiver sind als die positiven, gebrauchen, dann ist das kein Widerspruch gegen die eingangs aufgestellte Forderung, das Denken der Antike als eine Welt *sui generis* aufzufassen. Wie notwendig das Eingehen auf die Denkweise der Alten auch ist, und wie fruchtbar das »Nacherleben«, wie man heute oft sagt, ihres θαυμάζειν vor den Wundern der ihnen zum erstenmal erkenntnismäßig sich erschließenden Natur auch sein mag, wir brauchen dennoch gelegentlich den schulmäßigen Begriff, gleichsam als Rahmen, der dem Bild, das uns die Aussprüche der »Alten« zeichnen, Umgrenzung und Einfassung gibt.

Was wir über Thales an wirklich sicheren Berichten haben, ist äußerst dürftig. Die zahlreichen Anekdoten, die sein Wissen in der Astronomie, Meteorologie und Nautik verherrlichen und nebenbei seine Fähigkeiten als Techniker, Mathematiker und Kaufmann in ein helleres Licht setzen als sein philosophisches Denken, sind längst als solche erkannt. Auch vor seinem Titel eines »Archegos der abendländischen Philosophie« hat die moderne Kritik nicht haltgemacht. E. Frank erwähnt die »Philosophie des Thales« in Anführungszeichen<sup>1</sup>, J. Burnet kommt an Hand seiner scharfsinnigen Untersuchungen zu der Ansicht: »... genau genommen, wissen wir über die Lehre des Thales gar nichts«<sup>2</sup>). Die Verteidiger des Thales als »Ersten unter den abendländischen Philosophen«

<sup>1</sup>) Plato und die sog. Pythagoreer. Halle 1923, S. 77.

<sup>2</sup>) Anfänge, S. 37.

finden nur in der Autorität des Aristoteles eine einigermaßen sichere Stütze und zwar vor allem in der bekannten Stelle der *Metaphysik*, wo der Stagirite eine kurze Charakteristik der früheren naturphilosophischen Denkweise gibt und als ἀρχηγός τῆς τοιαύτης φιλοσοφίας Thales bezeichnet. Dort erfahren wir auch — die späteren Zeugnisse sind samt und sonders entweder von Aristoteles abhängig oder aber unzuverlässige Erweiterungen —, daß Thales behauptet habe, die ἀρχή aller Dinge sei das Wasser. Irritierend ist in dem Bericht des Aristoteles die Ausdrucksweise, in der er die Gedankengänge der ersten Philosophen und damit auch des Thales wiedergibt: »Von denen, die als erste Philosophie trieben, hielten die meisten nur materielle Prinzipien für die Prinzipien (τὰς ἐν ὕλης εἶδει μόνως ᾤήθησαν ἀρχὰς εἶναι) des Alls; denn woraus alles Seiende besteht und woraus es seinen Ursprung hat, und in das es schließlich (wieder) vergeht — während das Wesen (die Substanz) zwar erhalten bleibt, in den Zuständen aber wechselt —, das ist nach ihrer Aussage Element (στοιχεῖον) und dieses Prinzip des Seienden; und deswegen glauben sie, daß nichts entstehe oder vergehe, da ja eine Substanz von solcher Art immer erhalten bleibe.«<sup>1)</sup> So konnten natürlich die ersten Philosophen und vor allem Thales noch nicht gesprochen haben. Aristoteles gibt hier in der Sprache seines eigenen Systems Gedanken wieder, die in ihrer ganzen Eigenart vielleicht schon zu seiner Zeit nicht mehr verstanden wurden. Aber die Quellen, aus denen er selbst die Kenntnis der ältesten Philosophen schöpfte, sind uns verloren und wir werden wohl für immer dort, wo wenigstens die Bruchstücke aus den alten Schriften nicht selber zu uns sprechen, größtenteils auf seine Aussagen angewiesen sein. Auch der Umstand, daß er überhaupt über jene ersten Philosophen in der Art, wie er es tat, geschrieben hat, läßt Rückschlüsse zu. Die ἀρχή des Thales muß, auch wenn er diesen Ausdruck gar nicht gebraucht hat, mehr gewesen sein als der »Anfang«, das Erste, aus dem alles geworden ist; denn in diesem Sinne hatten auch schon die uralten Kosmogonien ausgesagt, und Aristoteles hätte des Thales gar nicht zu erwähnen brauchen, wenn dieser nicht etwas ganz Neues gelehrt hätte. Die ἀρχή mußte mehr bedeuten. Nietzsche, der philologisch sonst zwar recht wenig zuverlässig ist, urteilt hier in

<sup>1)</sup> Arist. *Metaph.* I 3 983 b 6 ff.

treffender Kürze: er sage erstens etwas vom Ursprung der Dinge aus, zweitens sage er es »ohne Bild und Fabelei«, und drittens enthalte der Satz den Gedanken »alles ist eins«; mit dem ersteren sage er noch nichts, was ihn aus der Gemeinschaft der »Religiösen und Abergläubischen«, wie er sich ausdrückt, heraushebe, das zweite zeigt ihn uns als Naturforscher (der sich vom Mythos der Theogonien loslöst), »aber vermöge des dritten Grundes gilt Thales als der erste griechische Philosoph«<sup>1)</sup>. Nun ist, wie auch Oehler<sup>2)</sup> zur Stelle richtig bemerkt, der Satz, »alles ist Wasser« = alles ist eins, in der Überlieferung keineswegs durch eine direkte Aussage bezeugt. Nur aus dem oben angeführten ἀρχηγός τῆς τοιαύτης φιλοσοφίας des Aristoteles können wir mit einiger Sicherheit erschließen, daß Thales, der damit in eine Reihe mit den übrigen »Ioniern« gestellt wird, ebenso wie diese nicht nur nach der ἀρχή in der Bedeutung »Anfang« oder »Urgrund« gesucht hat, sondern gleichzeitig und vor allem nach der ἀρχή als dem Prinzip des Alls.

Zum gleichen Resultat kommen wir durch eine Art historischer Analyse, die in diesen Untersuchungen des öfteren angewandt wird und ohne Zweifel auch an dieser Stelle, ohne einen Verstoß gegen die Regeln der Geschichtsforschung zu begehen, Verwendung finden darf. Im Falle des Thales kann ich mich begnügen, den »Schluß« in der Formulierung J. Burnet's anzuführen. Er erklärt zunächst, daß nach Aristoteles Thales offenbar behauptet habe, »Wasser sei das fundamentale oder primäre Ding, von dem alle anderen bloße vorübergehende Formen seien«, und er sagt dann weiter: »Wie wir sehen werden, war es gerade eine solche primäre Substanz, nach welcher die gesamte Schule von Miletos forschte, und es ist unwahrscheinlich, daß die früheste Antwort auf diese große Frage des Tages jene verhältnismäßig künstliche des Anaximander gewesen sein sollte«<sup>3)</sup>.

Aristoteles gibt nur mit einem »vielleicht« die Gründe an, die Thales zu seiner Schlußfolgerung veranlaßte (λαβὼν ἴσως τὴν ὑπόληψιν ἐκ τοῦ πάντων ὄρᾶν τὴν τροφήν ὑγρὰν οὔσαν κτλ.)<sup>4)</sup>, hat damit aber nirgendwo Zustimmung gefunden. W. Capelle<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> F. Nietzsches Werke, Bd. X, hrsg. von F. Kögel, Leipzig 1896, S. 20.

<sup>2)</sup> Oehler, R., Friedrich Nietzsche und die Vorsokratiker. Leipzig 1904, S. 55.

<sup>3)</sup> Anfänge, S. 38.

<sup>4)</sup> Metaph. 983b 22.

<sup>5)</sup> Vorsokratiker, S. 71, Anm. 3.

nimmt meteorologische, geophysische und vielleicht auch biologische Beobachtungen an. J. Burnet<sup>1)</sup> weist u. a. auf die Aggregatzustände des Wassers hin und auf die Alluvialmassen im Delta des Nils, die Thales beobachtet haben könnte. Andere Erklärungen führe ich überhaupt nicht an, nicht nur, weil sie der historischen Unterlagen entbehren, sondern weil durch sie den Alten eine Denk- und Forschungsweise substituiert wird, wie sie den Physikern und Physiologen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eigen war; man machte, vielleicht verführt durch das φυσικός der Doxographen, die alten Philosophen zu Physikern und verkennt damit nicht nur ihre Denkweise, sondern auch ihre historische Stellung. Nicht weil sie Physiker, sondern weil sie Metaphysiker<sup>2)</sup> waren, haben sie der abendländischen Wissenschaft so vieles Große geben können.

## II. ANAXIMANDER (DAS ΑΠΕΙΡΟΝ, DIE SEKUNDÄREN ELEMENTE, DIE ENANTIOSEN, DAS »LEBEN«, DAS GEOMETRISCHE WELTBILD)

Das »Metaphysische« wird um vieles klarer in den Theorien des Zweiten der ionischen Denker. Das ἀπειρον des Anaximander war ein den Sinnen nicht zugänglicher »Stoff«<sup>3)</sup>. Einzig, ewig<sup>4)</sup>, unzerstörbar, alles umfassend, quantitativ unbegrenzt<sup>5)</sup> und qualitativ unbestimmt<sup>6)</sup>, in sich tragend — ob potentiell oder als kon-

<sup>1)</sup> Anfänge, S. 39.

<sup>2)</sup> »Metaphysiker« natürlich nicht im Sinne der Scholastiker.

<sup>3)</sup> Phys. op. fr. 2; Dox. 476 (Vors.<sup>5</sup> 12 A 9).

<sup>4)</sup> Hippol. ref. I 6, 1; Vors.<sup>5</sup> 12 A 11.

<sup>5)</sup> Mieli, Aldo, I Prearistotelici, I, Firenze 1916, übersetzt ἀπειρον S. 32 mit »unbestimmt«: »... non osò pronunciarsi su un elemento effettivo, ma lo lasciò indefinito (ἀπειρον), ponendo così a base di tutto qualche cosa di non conosciuto che, secondo la sua momentanea affezione (πάθη), genera l'una o l'altra sostanza.« — Peithmann, Arch. f. Gesch. d. Philos. N. F. XV, S. 314, schreibt dem Aristoteles eine fälschliche Auffassung vom ἀπειρον zu und übersetzt es mit »unendlich leerer Raum«. Burnet übersetzt »räumlich unbegrenzt« (Anfänge, S. 48, Anm. 1).

<sup>6)</sup> »Unbestimmt« will hier nur als nähere Bestimmung des ἀπειρον aufgefaßt sein, während die Übersetzung von ἀπειρον mit »unbestimmt« schlechthin schon aus sprachlichen Gründen eine Unmöglichkeit darstellt; die Bedeutung (räumlich) unbegrenzt, grenzenlos ist denn auch heute über jeden Zweifel erhaben und allgemein anerkannt; vgl. auch Capelle, Vorsokratiker, S. 82, 1.